

Erica Burman

Macht- und Geschlechterverhältnisse im Entwicklungsdiskurs¹

Es handelt sich bei diesem Text um meine Antrittsvorlesung als Hochschullehrerin² an einer englischen Universität mit der üblichen Ausrichtung an der anglo-amerikanischen Psychologie, deren repressive Funktion wir quasi von innen heraus in Frage zu stellen suchen.

Die vier Fragen, die ich hier behandeln möchte, sind folgende: Wie kann man zum einen in einer Weise über Entwicklung und Veränderung sprechen, die weder individualistisch noch triumphal ist bzw. vom Standpunkt der Sieger erfolgt, wie Benjamin sagen würde. Diese erste Frage impliziert die zweite, nämlich wie man sich auf eine gemeinsame Geschichte berufen kann, ohne damit die Perspektiven und Erfahrungen der jeweils anderen zu enteignen. Diese beiden Fragen führen zur dritten, nämlich wie man Geschichte so erzählen kann, dass alternative Lesarten und Sichtweisen nicht ausgeschlossen werden. Die Schwierigkeit bei allen vergangenheitsbezogenen Erklärungen scheint mir vor allem darin zu bestehen, dass sie, sofern sie die herrschende Vorstellung von einem autonomen Individuum nicht überwinden, Gefahr laufen, die individualistische Sicht unter der Hand zu reproduzieren, selbst wenn sie diese explizit zu überwinden suchen (vgl. Parker, 1999). Auch wenn ich mir einbilde – und damit komme ich zur vierten Frage –, eine eigene, statt eure oder irgendeine Geschichte zu erzählen, ist der Bericht stets durch den sozialen Umstand bestimmt, dass ich sie hier erzähle und ich mich zugleich mit ihrer Veröffentlichung an viele andere „Hiers“ wende.

Diese vier Fragen lassen sich wiederum unter der übergeordneten moralisch-politischen Frage zusammenfassen, wie wir ein analytisches Instrumentarium erarbeiten können, das uns ermöglicht, Entwicklung nicht nur als individuelles Geschehen, sondern im Zusammenhang mit unseren sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Bedingungen zu begreifen. Diese Frage wird leider im allgemeinen eher außerhalb der Psychologie diskutiert, obwohl sie m.E. gerade für diese Disziplin außerordentlich wichtig wäre. Um die notorisch individualistische Sicht der Psychologie zu überwinden und der Komplexität der Probleme in höherem Masse

¹ Der Titel des ursprünglichen Textes lautet „Engendering Developments“; ist von mir wegen seiner Doppeldeutigkeit gewählt, da „engender“ = „erzeugen“ den Begriff Gender = Geschlecht enthält und somit die geschlechtsspezifische Produktion von Entwicklung im Begriff enthalten ist.

² Am 8. Oktober 1998 an der Manchester Metropolitan University.

gerecht zu werden, werde ich im Folgenden versuchen, Theorien, Praktiken, Thesen, die üblicherweise getrennt von einander diskutiert werden, zusammenzudenken. An eine solche Disziplinüberschreitung ist zugleich die Hoffnung geknüpft, sowohl Einfluss auf die Entwicklungsdebatte in anderen Disziplinen – etwa in Philosophiegeschichte oder Entwicklungspolitik – nehmen zu können, als auch einen neuen Zugang zu „psychologischen“ Debatten, etwa um die Sinnhaftigkeit des Rückgriffs auf die Kindheit zur Klärung gegenwärtiger Probleme oder zur Bedeutung und Zuverlässigkeit der Erinnerungen Erwachsener gewinnen zu können. Beim Versuch der Beantwortung dieser Fragen geht es auch immer darum, die spezifische Positionierung von Männern und Frauen in den jeweiligen Problemfeldern zu analysieren, die wiederum metaphorische Ressourcen schaffen, welche die emotionale Bedeutung der Begriffe von Geschlecht, Kindheit und Kultur zeigen.

Ich spreche von der „Hoffnung“, die meine Arbeit bestimmt, da ich keineswegs behaupten kann, die hier aufgeworfenen Fragen schon beantworten zu können. Ich will hier vielmehr das Zusammendenken verschiedener kultureller Genres³ und Vorstellungen als Methode vorstellen, um die Geschlechtsdimension im Entwicklungsdiskurs deutlich werden zu lassen. Diese lässt sich jedoch nur erkennen, wenn man die Theorien und Begriffe nicht als solche, sondern im praktischen Zusammenhang analysiert. Ich spreche zwar auch häufig „abstrakt“ über Theorien und Methoden (etwa über feministische Theorien oder Entwicklungstheorien, qualitative Methoden oder Diskursanalyse), dies aber immer im Zusammenhang mit konkreten Projekten, von denen aus ich ihren Erkenntnisgehalt und ihre Funktion einschätzen kann. Von dieser Position aus denke ich, dass sich die fundamentale Skepsis der Postmoderne – wie immer man zu dieser Richtung und ihrer allgemeinen Theoriefeindlichkeit stehen mag – gegenüber allen fachspezifischen Kategorien durchaus für die Psychologie und die politische Praxis über sie hinaus nutzen lässt. (Parker, 1992; Burman, 1994a).

Wenn ich mich in meiner Argumentation auf Themen und Disziplinen beziehe, die üblicherweise außerhalb des Fachs Psychologie angesiedelt sind, bedeutet dies keineswegs, dass ich mich quasi von diesem Fach abwende. Ganz im Gegenteil, ich wende mich insbesondere gerade an die Psychologie und PsychologInnen – und zwar zum einen deswegen, weil sie an der Verursachung der Probleme, von denen ich hier spreche, wesentlich beteiligt sind und weil ich zum anderen in den verschiedenen Arbeitszusammenhängen und Diskussionen – ob über Feminismus, Gesellschaftstheorie, Entwicklungsforschung, Rechte von Kindern oder Therapie – von anderen nun einmal als Psychologin gesehen werde und daraus auch meine besondere Autorität beziehe.

³ Der ursprüngliche Vortrag dieses Artikels war mit Musik und Bildern unterlegt.

Die Anleihen bei anderen Disziplinen wird von einigen sicherlich auch als Mangel an Kreativität oder psychologischer Kompetenz gewertet. Mit solchen Verdächtigungen werde ich jedoch leben können, zumal die Vorstellung persönlicher Originalität ohnehin auf einer Auffassung von Subjektivität beruht, deren individualistischen Charakter und systemstabilisierende Funktion wir gerade aufzuweisen suchen, ganz abgesehen davon, dass alles wissenschaftliche Denken auf dem Denken anderer basiert.⁴ Statt um den Aufweis meiner wissenschaftlichen Originalität oder Kompetenz bemüht zu sein, arbeite ich eher politisch-strategisch, d.h. gehe die Probleme von der Frage an, was ich von meiner spezifischen Position aus zur Bekämpfung und Überwindung der jeweiligen Probleme beitragen kann – ob etwa als jüdische Sozialistin in antirassistischer Arbeit, als feministische Psychologin in der Frauenforschung, als Entwicklungspsychologin oder jemand, die psychotherapeutische Arbeit an der Universität macht. Solche „Ich als“-Aussagen beziehen sich keineswegs auf „Identitäten“ oder „Eigenschaften“; sie reflektieren vielmehr den mehr oder weniger zufälligen Stand meiner sozialen Beziehungen und Einflussmöglichkeiten (cf. Burman, 1994b), die wesentlich durch den Ort, an dem ich stehe, bzw. die Probleme, für deren Überwindung ich mich engagiere, mitbestimmt sind (Butler, 1990).

Sprechen und Intervention

Bei der Darlegung meines spezifischen Anliegens überschreite ich die Disziplin Psychologie in zwei Richtungen bzw. beziehe mich auf zwei Quellen: die Psychoanalyse und die politisch/ökonomische Entwicklungstheorie. Auf die Psychoanalyse beziehe ich mich, weil sie die Bedeutung der Sprache für die Konstitution von Wirklichkeit und die in ihr enthaltenen Machtverhältnisse reflektiert. Von besonderem Interesse ist für mich die Arbeit Jessica Benjamins (1998), die sich in ihren Bemühungen um eine andere Auffassung von „Geschlecht“ in der Psychoanalyse auf Kants Definition der Aufklärung als Befreiung von „Unmündigkeit“ bezieht. (Dieser Bezug ist m.E. formal falsch und inhaltlich richtig zugleich: „Unmündigkeit“ bzw. Bevormundung leitet sich nicht, wie Benjamin annimmt, vom hochdeutschen „Mund“, sondern vom mittelhochdeutschen mund = Schutz ab – wobei dieser „Schutz“ allerdings das Recht des „Beschützers“ impliziert, für sein Mündel zu sprechen.) In ihrer weiteren Diskussion konzentriert sich Benjamin vor allem auf die Frage, welche Sprechpositionen für Frauen verfügbar sind; diese sind, wie sie deutlich macht – im Gegensatz zur männlichen Subjektposition, die auf Besitz, Einfluss und Autorität verweist – wesentlich durch

⁴ Es ist mitunter durchaus sinnvoll, den „Tod des Subjekts“ in dieser angeblich postmodernen Zeit zu betonen, um es auf einer anderen Ebene wieder sichtbar zu machen.

Schweigen bestimmt, das in der Psychoanalyse in der Regel wiederum als hysterische Passivität missdeutet wird.⁵

In der heutigen Zeit haben auch Frauen in meiner Position die Möglichkeit, zu sprechen – ein Privileg, das seinen Preis hat. Sie wirft die moralisch-politisch außerordentlich wichtige Frage auf, wessen Sprache ich (zu wem) spreche. Wenn zutrifft, wie etwa Spivak (1993) und andere postkoloniale Theoretikerinnen betonen, nämlich dass die Möglichkeit der Teilnahme an den herrschenden Diskursen stets Komplizenschaft mit den gegebenen Verhältnissen voraussetzt, stellt sich darüber hinaus auch die Frage, wieweit Unterdrückte überhaupt befähigt werden können, für sich zu sprechen, ohne zugleich durch diese Möglichkeit weiterhin kolonisiert werden (vgl. auch Scott, die darauf verweist, dass „Transparenz“ unter den gegebenen Bedingungen häufig nichts anderes bedeutet, als die abhängigen Gruppen noch durchschaubarer zu machen und damit ihres letzten Schutzes zu berauben). Solche Fragen werden in polit-ökonomischen Entwicklungstheorien wie auch in der Literaturwissenschaft sehr viel ausführlicher, kontextabhängiger, direkter und politischer als in der anglo-amerikanischen Psychologie diskutiert. Die Zurückhaltung solchen Fragen gegenüber kann auch als Bestätigung der These feministischer „Standpunkt“-Theoretikerinnen (z.B. Harding, 1993) gelesen werden, die unter Bezug auf das Marxsche Ideologiekonzept betonen, dass es jenen, die zum kulturellen Mainstream gehören und von den Verhältnissen profitieren, sehr viel schwerer fällt, Unterdrückung wahrzunehmen.

Damit stellt sich aber für uns, die wir relative Machtpositionen innehaben, die Frage, ob Versuche, für andere zu sprechen, wirklich zur Erweiterung ihrer Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten beitragen oder ob nicht letztlich jede/r nur für sich selbst sprechen kann und die Behauptung, dies „für andere“ zu tun, deren Entmündigung festigt (vgl. die Diskussion zwischen Wilkinson und Kitzinger, 1996).

Insbesondere in der praktischen Arbeit herrscht offensichtlich die Tendenz vor, sich um diese Probleme herumzudrücken. Wir können es uns jedoch nicht leisten, solche Fragen zu ignorieren oder so zu tun, als gingen sie uns nichts an, da wir immer – ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht – politisch handeln, und dies außer Acht zu lassen, nichts anderes bedeutet, als im Interesse der bestehenden Verhältnisse zu handeln, die uns daran hindern, diese Fragen zu stellen. Statt solche Fragen nach den realen Konsequenzen des eigenen Handelns auf der „philosophi-

⁵ So vertritt z.B. Juliett Mitchell (1984) die These, dass Schriftstellerinnen des 19. Jahrhundert sich einer männlichen Sprache bedient hätten und dies ein wesentlicher Grund für ihre (psychologische) Hysterie und (strukturelle) Bisexualität gewesen sei. Diese Position kennzeichnet m.E. noch heute die Position mancher Frauen und insbesondere minorisierter Gruppen (und für Lacanianer vielleicht generell menschliche Subjektivität).

schen” oder pragmatischen Ebene lösen zu wollen, haben wir uns mit ihnen politisch auseinander zu setzen. Dies schließt die Notwendigkeit ein, der Macht der Sprache, Realität zu konstruieren und diese Konstruktionen wiederum zu reflektieren, Rechnung zu tragen, wie dies bereits in der wachsenden Bedeutung diskursanalytischer Ansätze innerhalb der Psychologie sowie der allgemeinen Tendenz zum Ausdruck kommt, das neoliberale Projekt der Spätmoderne durch Textualisierung der Realität (bzw. die Auffassung der Realität als unterschiedlich zu entziffernder Text) sowie Wissensproduktion zu definieren (vgl. Chouliarki & Fairclough, 1999). Auf diese Weise werden auch die Beziehungen zwischen Macht, Universität und anderen disziplinierend-bürokratischen sowie autoritären Praxen sichtbar.

Lacan (1998) unterscheidet vier Diskurse bzw. Positionen der Wissensproduktion – sowie die damit verbundenen Subjektivitätsformen und institutionellen Beziehungen, die diese organisieren: Den Universitätsdiskurs – der sich mit drei anderen Diskursen überschneidet –, den „Hysteriker-Diskurs“, den „Herren-Diskurs“ (die ich schon angedeutet habe), sowie den Analytiker-Diskurs. Und dieser analytische Diskurs bringt mich auf mein Thema „Intervention“ sowie zur zweiten Disziplinüberschreitung, und zwar zur polit-ökonomischen Entwicklungstheorie. Das Verbindungsglied ist, dass nach Lacan der Analytiker das verlorene Objekt des Unbewussten des Analysanden ist; ich greife diesen Gedanken auf und behaupte, dass die allgemeine Entwicklungstheorie das kulturell-politische Unbewusste der Entwicklungspsychologie darstellt. Außerhalb der Psychologie wird Entwicklung in der Regel im Zusammenhang mit Fragen ökonomischer Planung und politischer Intervention gedacht. Sie wird, wie Umfragen zeigen, als „Linderung von Armut und Befähigung der Menschen zur ökonomischen Selbstständigkeit“ (Middleton und Phil O’Keefe, 1998) verstanden. Die Vorstellungen und Praxen der *Entwicklungspsychologie* beziehen sich hingegen im Wesentlichen auf frühkindliche Entwicklungshemmungen, Entwicklungsverzögerungen, Entwicklungsdefizite, Entwicklungsbehinderungen oder – im Bereich der Gesundheits- und Wohlfahrtspolitik – darauf, „Trost“ und „Hilfe“ zu spenden; die EmpfängerInnen solcher Trost- und Hilfsaktionen sind nicht nur überwiegend Frauen und Kinder,⁶ sondern auch die infantilisierten und feminisierten Teile der Welt (Burman, 1995a, 1995b), d.h. solche, die „entwickelt“ werden müssen.

Die gemeinsame Basis oder rhetorische Figur, die die zwei Entwicklungsauffassungen verbindet, scheint mir das Kind zu sein, das alle möglichen Rettungs- und Erziehungsaktivitäten benötigt und zugleich unbewusste, aber tief empfundene Gefühle auslöst. So behauptet z.B. Gronemeyer (1992), die eher der Entwicklungspolitik zuzurechnen ist,

⁶ Die in der Ideologie den höchsten Anspruch auf Schutz und Unterstützung, in Wirklichkeit aber den Großteil der Arbeit zu leisten haben.

dass dem Wunsch einzugreifen und zu helfen sowohl Mitleid als auch Abscheu zugrunde liegen und diese Gefühle die Funktion haben, sadistische Impulse, die durch Unterlegene ausgelöst werden, abzuwehren. Ähnliche Ansichten vertritt auch der Psychoanalytiker und Kinderarzt Donald Winnicott, wenn er meint, dass die verbreitete Sentimentalität Kindern gegenüber andere Gefühle – etwa Eifersucht, Sadismus, Ärger – überdecken, die aus der Leugnung der eigenen Verantwortung und der Weigerung, sich zu engagieren, resultieren (wobei er zugleich von der Unausweichlichkeit wie Nützlichkeit des Hasses der PsychoanalytikerInnen ihrem Klientel gegenüber spricht, 1958). Solche für unsere Kultur charakteristischen universalisierten und emotionalisierten Vorstellungen von Kindern und „Kindheit“ sind jedoch, so meine These (Burman, 1994c, 1994e), wesentlich für die vorherrschende Reduktion von Entwicklung auf eine lineare Abfolge von Entwicklungsstufen verantwortlich, die jedes weitere Nachdenken über umfassendere ökonomische Entwicklungsmodelle verhindert.

Die verbreitete Tendenz, Kinder in der Werbung für Hilfsaktionen für „Entwicklungsländer“ zu benutzen, ist häufig kritisiert worden. Viele KritikerInnen haben dabei auch auf das paternalistische und passivierende Denken aufmerksam gemacht, das Entwicklungsinitiativen für die Länder der südlichen Hemisphäre bestimmt; sie haben deutlich gemacht, dass diese Hilfsmassnahmen so angelegt sind, dass die Interessen und zerstörerischen Auswirkungen des internationalen Kapitals verborgen bleiben, das sich selbst als „Freier Markt“ verkleide. Marktfreiheit bedeutet aber, wie viele aufweisen (z.B. Crewe und Harrison, 1999, Sachs, 1999) nichts anderes als ein Freibrief zur weiteren Ausbeutung der Armen dieser Welt und diene dazu, diese für ihre Armut selbst verantwortlich zu machen. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass – innerhalb des Diskurses der freien (Markt) Wahl – die einzige Erklärung für Entwicklungslosigkeit (oder Armut) realer Mangel und (persönliche) Unzulänglichkeit ist, diesen Mangel zu beheben.

Menschenliebe oder der Wunsch zu helfen, sich für andere zu engagieren, birgt – neben dem Wunsch, ihre Situation zu verbessern – immer auch die implizite Erwartung, dass die EmpfängerInnen solcher Hilfe, Unterstützung und Förderung unseren Vorstellungen entsprechen, uns in ihren Gewohnheiten und Werten verständlich sein sollten.⁷ Und in der Tat führt die Begegnung mit westlicher Kultur und westlichen Produkten zu einer Angleichung, d.h. zur Erzeugung von Konsumansprüchen und -bedürfnissen, die jedoch nicht aus eigenen Kräften befriedigt werden

⁷ Die Widersprüchlichkeit von Anerkennung und Nichtanerkennung/Verwerfung der Wünsche – in diesem Fall des Wunsches, dass die jeweils anderen so sein und sich verhalten mögen wie wir selbst – ist mit Zizeks (1991) Analyse der Freude vergleichbar, die das innerpsychische Paradox enthält, dass sie gerade infolge ihrer Behinderung erwartet wird – hier allerdings nicht auf die Hemisphären des Gehirns, sondern der Welt bezogen (ein alter Trick des 18. Jahrhunderts).

können und damit zu neuen Abhängigkeiten und Entwicklungsbehinderungen führen – und zwar als Folge wenn nicht Ziel der ihnen gewährten „Entwicklungshilfe“, die immer auch Vorstellungen darüber einschließt, wie Menschen sein sollten. Es besteht offensichtlich eine bestimmte Ambivalenz am Wunsch, anderen zu helfen, der uns drängt, ihnen zuzubilligen, was wir für uns selbst beanspruchen, und der zugleich durch die moralische Ökonomie der Heuchelei bestimmt ist, indem wir ihnen ein Verhalten vorschreiben, was wir selbst nicht praktizieren. So fordern kritische EntwicklungstheoretikerInnen, erst einmal nachzudenken, bevor wir „helfen“:

Bevor man in das Leben anderer Leute eingreift, sollte man zunächst einmal bei sich selbst anfangen, d.h. sich fragen, ob man alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen hat, um zu verhindern, dass man denen, zu deren Gunsten man eingreift, eher schadet. Viele Fragen sollten zunächst geklärt werden: Was veranlasst mich, eingreifen zu wollen? Ist es Freundschaft, Mitgefühl, „Liebe“ oder der unbewusste Versuch, größeren Einfluss zu gewinnen? Habe ich alles getan, um die Nützlichkeit meiner Intervention einzuschätzen? Und bin ich bereit, wenn Dinge anders als erwartet laufen, die Konsequenzen meiner Intervention zu tragen? (M. Rahnema, 1997, 397).

Solche selbstkritischen Fragen innerhalb der Entwicklungspolitik sollten sich m.E. gleichfalls PsychologInnen und PsychotherapeutInnen stellen, die es aber in der Regel nicht tun, obwohl eine wesentliche Qualifikation unseres Jobs oder Berufes darin besteht, uns ins Leben anderer Menschen einzumischen, ihre Erfahrungen, Kompetenzen und Neigungen in der einen oder anderen Weise zu bewerten und sie zu „testen“; wir sind ExpertInnen, deren Funktion es ist, das Verhalten anderer Menschen zu beobachten und zu kontrollieren – ihr Privatleben, ihr sexuelles Verhalten, ihren Arbeitseifer, ihre Eignung als Eltern, ihr Einkaufs- und Sicherheitsverhalten, den Grad ihrer „Normalität“ oder Verrücktheit, die Wahrscheinlichkeit ihrer „Rückfälligkeit“ in das eine oder andere „Fehlverhalten“ etc. Im Namen der liberalen Anerkennung der Rechte anderer vollzieht sich somit unter der Hand die globale Realisierung bürgerlich-liberalistischer Vorstellungen von Subjektivität. Die räumliche Verteilung von Entwicklung (die mit ihrer angeblich objektiven Beschreibung definiert, wer sich wo entwickelt) ist somit ein politisch heftig umkämpftes Feld – und zwar sowohl in den psychologischen als auch sozialpolitischen Entwicklungskonzepten, die sich wiederum gegenseitig ergänzen und beeinflussen.

Die Be-/Entnennung der Geschlechterdifferenz

Wenn auch der ursprüngliche Titel „Engendering Development“ sowohl auf die Erzeugung von „Entwicklung“ als auch „Geschlecht“ verweist, werde ich mich im folgenden eher auf den Entwicklungsdiskurs konzen-

trieren, wobei sich jedoch herausstellen wird, dass Geschlecht (was immer „es“ ist) eine wesentliche Rolle im Entwicklungsdiskurs spielt, und dies nicht nur per se, sondern auch als Zeichen von Differenz, das andere Differenzen umfasst, insbesondere solche der Kultur, Sexualität und des Alters. Spontan würde ich zwar eher dazu neigen, Geschlecht als die wesentliche Achse zu sehen, um die herum Entwicklungsvorstellungen organisiert sind. Die Frage ist jedoch, wieweit man dieser Tendenz nachgeben oder sie nicht vielmehr als Folge einer ideologie-bestimmten Geschlechtskonstruktion hinterfragen und problematisieren sollte. Der Gender-Diskurs unterscheidet sich wesentlich vom Entwicklungsdiskurs, der als stufenweise (individuelle oder gesellschaftliche) Verbesserung, Verwirklichung und Reife verstanden wird und innerhalb dessen „Lebensalter“ als Indikator für die jeweilige Entwicklungshöhe eine zentrale Rolle spielt. Der Gender-Diskurs entspricht dagegen eher der Praxis sozialer Kategorisierungen, die soziale Orte und Positionen beschreiben bzw. festschreiben. Er ermöglicht die Analyse sozialer Arrangements zwischen angeblich stabilen, aber differenten (männlich/weiblich, heterosexuell/homosexuell, weiß/schwarz) Gruppen. Die reale Vieldeutigkeit von „Geschlecht“ (und seine Überschneidungen z.B. mit „Rasse“, Klasse, Alter, Sexualität etc.) steht dabei im krassen Gegensatz zur erlebten Eindeutigkeit von Alter und seinen zeitlichen Kontinuitäten.

Aber schon beim bloßen Versuch, die Begriffe in dieser Weise anzuordnen, merke ich, wie sie sich meinem Zugriff entziehen und andere Perspektiven nahe legen. Wie die Dichotomien zum einen weit weniger stabil sind, als allgemein angenommen wird, so sind auch die Beziehungen zwischen den angeblich entgegengesetzten Polen schwarz/weiß, weiblich/männlich, homo-/heterosexuell keineswegs natürlich-harmonische, sondern Ausdruck von Machtverhältnissen. Die Grenzen zwischen ihnen sind durch die jeweils gegebenen Machtkonstellationen bestimmt, welche die entwerteten Begriffe (weiblich oder schwarz etc.) produzieren und die so beschriebenen Gruppen als jene markieren, die zu kontrollieren sind, während die dominanten Begriffe (männlich oder weiß) auf Normalität verweisen; dies enthält – neben allen anderen Privilegien – immer auch das Privileg, in seinem Tun und Lassen weitgehend öffentlicher Kontrolle entzogen zu sein (quasi als Pendant zur normalisierten Abwesenheit und pathologisierten Anwesenheit, die nach Auffassung von Ann Phoenix, 1987, die Position schwarzer Frauen bestimmt und die Aitken, 1996, am Beispiel des Britischen Gesundheitswesens veranschaulicht; vgl. auch Aitken und Burman, 1999). Der Ausdruck „seinen Platz kennen“ wird in der neueren feministischen und sozialwissenschaftlichen Theorie eher positiv verwendet (etwa von Harding, 1993, als Standpunkt-Theorie, oder als situiertes Wissen von Haraway, 1991, die damit dem „nowhere“ der positivistischen Wissenschaftsauffassung das „somewhere“, die Ortsgebundenheit jeder Erkenntnis, entgegensetzen.) In der Alltagssprache hat der Begriff „seinen Platz kennen“ jedoch eher die

Funktion, diejenigen in die Schranken zu weisen, die die ihnen gesteckten Grenzen zu überschreiten drohen. Dies wirft die Frage auf, wieweit wir in unserer Kritik an der herrschenden Form der Wissensproduktion tatsächlich Grenzen überschreiten oder die Weltfremdheit und Arroganz des/unseres universitären Feminismus uns nicht vielmehr gegenüber der wachsenden Kluft zu den realen feministischen Bewegungen und Kampagnen blind macht.

Das Machtgefälle, das den sozialen und räumlichen „Differenzen“ von Geschlecht, Sexualität und „Rasse“ zugrunde liegt, wird möglicherweise noch deutlicher im Entwicklungsdiskurs über Alter und Entwicklungsstufen (z.B. vom Säugling zum Kind, Jugendlichen, Erwachsenen). Diese Hierarchien haben stets eine bestimmte Geschichte und enthalten unterschiedliche aktuelle „Anspruchsberechtigungen“. Der Zusammenhang von Geschichte und Hierarchie lässt sich am leichtesten in der Sprache über „Alter“ erkennen – wofür u.a. die Rekordzeit spricht, mit der die UN-Konvention über die Rechte des Kindes in England gesetzlich abgesichert wurde (vgl. meine Diskussion hierzu in Burman, 1996). Dies hat jedoch seinen Preis: Im allgemeinen sind Kinder eher die Opfer des sozialen Modells des bürgerlichen Individuums der Moderne, da sie in der öffentlichen Sprache als völlig substanzlos und bar aller Besonderheiten – einschließlich Geschlecht, Kultur und Sexualität – erscheinen. Bemühungen, diese Eigenschafts- bzw. Substanzlosigkeit zu überwinden und die Subjektivität der Kinder (sowie ihr Geschlecht, ihre Kultur und Sexualität) sichtbar werden zu lassen, haben jedoch zu neuen Fiktionen und Phantasien geführt, in denen Kinder (insbesondere kleine Mädchen) nicht nur für ein zerbrechliches inneres Selbst stehen, sondern zugleich die Sehnsucht Erwachsener nach der verlorenen Kindheit in der Moderne symbolisieren. Carolyn Steedman bietet hierfür folgende Erklärung:

Das Kind „in uns“ implizierte stets beides: es war etwas, das als Erklärung in den unterschiedlichen Zusammenhängen diente, und zugleich repräsentierte es ein verlorenes Königsreich, das in der Vergangenheit sowohl des eigenen Lebens wie der Kultur abhanden gekommen war ... Die Vorstellung vom Kind diente dazu, die Vergangenheit, die jedes individuelle Leben hat, sowohl zu erinnern als auch auszudrücken: Was im Laufe der individuellen Entwicklung nach innen gekehrt wurde, war identisch mit dem latent Vorhandenen: das Kind *war* die Geschichte, die darauf wartete erzählt zu werden (1995, 10-11, Hervorhebungen im Original).

Solche Fiktionen lassen die jeweils anderen in Form des kleinen Mädchens (das des Schutzes bedürftig ist und/oder auch „verführt“ werden will; vgl. hierzu Stainton Rogers and Stainton Rogers, 1994) als klein und gefügig erscheinen. Diese Phantasie ist in psychologischen Entwicklungsmodellen als Ursprungsgeschichte eingeschrieben, in denen Entwicklung als wachsender Abstand von einem niederen, geringgeschätzten, aber dennoch faszinierenden Ort gesehen wird.

Das Kind war die Figur, welche es einer größtmöglichen Zahl von Menschen der westlichen Welt der jüngsten Vergangenheit ermöglichte, ein Selbst zu denken und zu schaffen: etwas, das begriffen und verstanden wurde, eine Gestalt, die sich im Körper bewegt..., etwas *im* Individuum, etwas Inneres. (ebenda, S. 20).

An anderer Stelle (Burman, 1997a, 1997b, 1998) sowie weiter unten führe ich diese Gedanken am Beispiel psychotherapeutischer Modelle und im Zusammenhang mit Forderungen weiter aus, die von der empirischen psychologischen Entwicklungsforschung mit Kindern an die Therapie gestellt werden. Hier und jetzt möchte ich nur festhalten, dass sich die Grenzen zwischen den verschiedenen sozialen Kategorien in einer äußerst komplexen und zugleich bedeutsamen Weise zu verschieben und verändern scheinen. Wenn aber Geschlecht und Entwicklung nicht nur veränderliche Größen sind, sondern auch auf mannigfaltige Weise in die Geschichte imperialer und patriarchaler Gewalt einbezogen sind, wie können wir uns eine (geschlechtsspezifische) Erzeugung von Entwicklung („engendering development“) vorstellen? Wie kann man Veränderung denken, ohne die Verhältnisse, die wir zu überwinden suchen, zu reproduzieren bzw. die Vergangenheit in die Zukunft zu projizieren? Wieweit können wir gänzlich auf den Entwicklungsbegriff verzichten, und inwiefern reproduziert der Versuch der Förderung von (ökonomischer wie psychologischer) Entwicklung nicht erst viele der Probleme, die er zu beseitigen vorgibt?

Zentrale Thesen

Eine klare Argumentationslinie zur Diskussion dieser Fragen entwickeln zu wollen oder gar ihre Beantwortung zu versuchen, würde den Rahmen sprengen. Statt die Frage zu diskutieren, ob man den Entwicklungsbegriff beibehalten oder aufgeben sollte – die in dieser Allgemeinheit die globalisierenden Ungenauigkeiten, Vereinfachungen und Ungerechtigkeiten dieses Begriffs nur reproduzieren würde – möchte ich drei Leitlinien zur Diskussion stellen, von denen jede auf einen spezifischen Forschungsschwerpunkt verweist.

Entwicklung ist nicht, wie das Stufenmodell suggeriert, eine eindimensionale gradlinige Aktivität – und dies bedeutet, dass wir Modelle entwickeln müssen, die der Komplexität und Widersprüchlichkeit dieses Problems gerecht werden.

Jede Entwicklungsgeschichte verschleiert auch Aspekte ihrer Voraussetzungen und Ziel-/Zukunftsvorstellungen (trajectory) – selbst wenn sie diese zu erhellen behauptet. Darum müssen wir – auch unter Verwendung post-strukturalistischer Methoden und der Psychoanalyse – Werkzeuge entwickeln, die uns helfen, dieses vielsagende Schweigen und diese Leerstellen zu erkennen und nach Möglichkeit zu überwinden.

Die Gewalt, die im Namen von Entwicklung geschieht, lässt sich nicht von einem abgehobenen wissenschaftlichen Standpunkt aus begreifen, sondern nur über die Erforschung ihrer Funktion innerhalb der weiteren politischen und erzieherischen Praxis.

In den folgenden Kapiteln werde ich versuchen, diese Thesen an zwei Schwerpunkten zu veranschaulichen: Am Beispiel der disziplinierenden Funktion des herrschenden Entwicklungsbegriffs sowie den Vorstellungen über den Zusammenhang von Geschichte, Erinnerung und Kindheit.

Entwicklung als Disziplinierung

Auf die mögliche Frage, was der politisch/ökonomische Entwicklungsbegriff mit Psychologie zu tun hat, möchte ich drei Antworten geben. Ein erster Grund dafür, sich mit umfassenderen Debatten über Entwicklung zu beschäftigen, besteht darin, dass die Psychologie dies bisher kaum getan hat. Wo es aber geschah – und dies ist ein zweiter Grund dafür, über ihre eigene gesellschaftspolitische Position und Funktion nachzudenken – haben ihre Beiträge gewöhnlich darin bestanden, das Instrumentarium sozialer Auslese für internationale Institutionen wie etwa die Weltbank zu vervollständigen und zu perfektionieren, das im wesentlichen dazu dient, Ansprüche auf Gesundheit, Bildung, ökonomische Sicherheit etc. herunterzuschrauben, und die Gefahr impliziert, jenen den westlichen Lebensstil aufzunötigen, die um die Bewahrung oder Wiederherstellung ihrer eigenen Form der Lebensführung kämpfen. Die bisherige Entwicklungshilfe lässt sich somit, wie bereits erwähnt, als eine Geschichte untauglicher Reaktionen auf humanitäre Katastrophen, der Zerstörung lokaler Kulturen und Vereitelung wirklicher Hilfe durch Auflagen struktureller Anpassung fassen; kurz, sie ist eine neue Form des kulturellen Imperialismus, der Kolonisierung und Ausbeutung der Ressourcen armer, nicht-industrialisierter Völker. Middleton und O’Keefe kommentieren diesen Prozess wie folgt: „Der häufig missverständene Begriff der Globalisierung meint dreierlei: erstens die Konzentration des Welthandels in den Händen der TNCs (Transnationalen Korporationen); zweitens die Monopolisierung der Weltmärkte und drittens die erweiterte Möglichkeit der Produktionsverlagerung auf Niedriglohnländer“ (1998, 20).

Und damit komme ich zur dritten Antwort auf die Frage, warum Entwicklungspsychologie über ihren Zusammenhang mit Entwicklungspolitik nachdenken sollte: Weil es außerhalb des bornierten Umfelds der anglo-amerikanischen Psychologie durchaus PsychologInnen gibt, die sich aktiv an regionalen Entwicklungsprogrammen beteiligen, nur dass wir ihre Arbeit im allgemeinen nicht zur Kenntnis nehmen – nicht zuletzt auch aufgrund des kulturellen Imperialismus des Englischen, der

definiert, was als „internationale Psychologie“ zählt.⁸ Die kritische Distanz, die ich insbesondere auch aus Diskussionen mit diesen KollegInnen gegenüber dem psychologischen Entwicklungsbegriff gewonnen habe, bezieht sich im Wesentlichen auf vier Punkte.

Zunächst fällt die Paradoxie auf, dass internationale nicht-staatliche Organisationen (wie Oxfam) sich, um finanzielle Unterstützung zu erhalten, selbst als unpolitisch beschreiben müssen, während die Welthandelsorganisation (WHO), die Weltbank und der Internationale Währungsfond selbstverständlich jede Entwicklung als hoch politisch ansehen. Dieses Erkenntnis ist insbesondere für PsychologInnen relevant, die in der Illusion leben, wertfreies Wissen produzieren zu können. In Wirklichkeit ist schon die Behauptung, dass z.B. die Rechte der Kinder *keine* politische Frage sei, eine hochpolitische Aussage.

Zum anderen sollte uns der Gleichklang des Begriffs Entwicklung im psychologischen und politisch-ökonomischen Diskurs veranlassen, über die gemeinsamen kulturellen Voraussetzungen und politischen Zukunftsentwürfe nachzudenken, die unser Denken als Angehörige der Länder der nördlichen Hemisphäre bestimmen. Dabei kommt dem Umstand, dass das Fortschrittskonzept – mit seinen Konnotationen von Kontinuität und Gradlinigkeit – eng mit dem Entstehen der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert verbunden ist, m.E. besondere Bedeutung zu. „Fortschritt“ wird üblicherweise als Übergang von einer Position des Mangels oder der Minderwertigkeit zu einer Position des Wachstums, der Verbesserung oder Reife verstanden. Die angeblich evolutionstheoretische Grundlage dieser Definition lässt die Frage nach den Interessen und Werten, die bestimmen, was als Fortschritt zu gelten hat, leicht in Vergessenheit geraten – und noch eher die Frage, wie es dazu kam, „Fortschritt“ als aufeinanderfolgende Übergänge von einem Zustand oder Stadium zum anderen zu begreifen (wie dies in der Bewegung von Süden nach Norden veranschaulicht ist). Teodor Shanin stellt in diesem Zusammenhang z.B. fest:

Die Fortschrittsidee war eine dramatische Lösung zweier großer Rätsel, indem man sie miteinander verband. Was produzierte Ungleichheit? Die unterschiedlichen Entwicklungsstadien in den verschiedenen Gesellschaften. Was war soziale Veränderung? Der Aufstieg durch die bereits existierenden sozialen Strukturen hindurch ... So wurde die Fortschrittsidee eine machtvolle Ideologie der Entrechtung, die oft enorme Brutalitäten zur Folge hatte, die jedoch als „in langer Sicht bedeutungslos“ und daher erlaubt, wenn nicht gar als Pflicht der „Elite der Wissenden“ akzeptiert wurden (1997, 67f.; 70f.).

⁸ Dies schließt meine eigene sprachliche Begrenztheit ein; darum möchte ich hier auch die Bedeutung internationaler FreundInnen und KollegInnen betonen, die wesentlich zu meiner eigenen Entwicklung in diesen Fragen beigetragen haben.

„Fortschritt“ wurde somit ein effektives Mittel zur Regulation von Ungleichheit und Veränderung. Die Antwort auf solche Probleme war, sie zu ordnen und zu klassifizieren. Ist dies nicht genau das, was wir auch in der Psychologie tun? Damit stellt sich uns aber die Frage, wie weit wir Erkenntnisformen entwickeln können, die es uns ermöglichen, „Differenz“ anders als eine mehr oder minder pathologische Abweichung von der Norm zu begreifen. Ein Schritt hin zu einem anderen Verständnis wäre m.E. getan, wenn wir das, was Escobar in Bezug auf die politisch-ökonomische Entwicklungstheorie sagt, auch auf die Entwicklungspsychologie anwendeten:

Um Entwicklung als einen Diskurs zu verstehen, muss man nicht auf die einzelnen Elemente, sondern auf das zwischen ihnen bestehende Beziehungsgeflecht sehen. Es ist dieses System, das die Ziele, Konzepte und Strategien schafft; es bestimmt, was gedacht und gesagt werden kann. Diese Beziehungen – zwischen den Institutionen, sozio-ökonomischen Prozessen, Wissensformen, technischen Faktoren etc. – bestimmen die Bedingungen, unter denen Ziele, Konzepte, Theorien und Strategien in den Diskurs integriert werden können. Kurz, das System der Beziehungen etabliert eine diskursive Praxis, die wiederum die Spielregeln bestimmt: Wer sprechen kann, von welchem Standpunkt aus, mit welcher Autorität und nach welchen inhaltlichen Kriterien; es setzt die Regeln, die befolgt werden müssen, um die jeweiligen Probleme, Theorien, Ziele benennen, analysieren und gegebenenfalls in bestimmte Pläne oder politische Maßnahmen überführen zu können. (1997,87).

Der dritte Punkt, den ich in diesem Zusammenhang zur Diskussion stellen möchte, bezieht sich auf die Art und Weise, wie theoretische Konzepte und Forschungsmethoden ihre eigenen Gegenstände und Ergebnisse schaffen. Was Escobar über die Entwicklungspolitik sagt, nämlich dass sie mit ihren Methoden die Realität, über die sie Wissen zu gewinnen behauptet, selbst schafft, trifft auch für die Psychologie zu. Analysen auf der Basis Foucaultscher Theorie (vgl. Rose, 1985) über das Entstehen der modernen (anglo-amerikanisch beherrschten) Psychologie behaupten, dass diese Disziplin weder einen eigenen Gegenstand noch eine wirkliche Theorie, sondern nichts weiter als einen technischen Apparat von Klassifikations- und Testverfahren zu bieten hat – mit der Folge, dass sie als Disziplin genau das tut, was das Wort besagt: disziplinieren. (Damit will ich keineswegs in Abrede stellen, dass es Varianten der Psychologie geben mag, die mit Ungleichheit und „Differenz“ anders als in pathologisierender Weise umgehen und explizit emanzipatorische Ziele haben, wie etwa die Kritische Psychologie und einige Versionen der Wygotskischen kultur-historischen Psychologie. Aber auch für solche „fortschrittlichen“ Ansätze – wenn dieser Begriff hier überhaupt verwendbar ist – stellt sich die Aufgabe, Wege zu finden, um die verschiedenen Modelle individueller, sozialer und ökonomischer Entwicklung in

einer Weise miteinander zu verbinden, die weder die bestehenden gesellschaftlichen Hierarchien und Ungleichheiten reproduziert noch mit ihrem allgemeinen Wissensanspruch bzw. der Globalisierung ihrer Vorstellungen und Interessen andere kolonisiert.)

Wenn von Entwicklung die Rede ist, sind die damit verbundenen Zielvorstellungen in der Regel alles andere als fortschrittlich im Sinne der Befreiung aus Abhängigkeit. Die gängigen Phasen- und Stufenmodelle psychologischer Entwicklung implizieren eher die Konnotation von Unterlegenheit und Überlegenheit bzw. rechtfertigen die entsprechende Kategorisierungspraxis – die die Verhaltensweisen und Eigenschaften erst schafft, die sie in ihre Schemata einzuordnen meint (gleichgültig ob ihr als Maßstab das Pro-Kopf-Einkommen oder die Haltbarkeitsdauer, Erhebungen zum geschlechtsspezifischen Rollenverhalten oder persönlichen Selbstwert dienen). Die eigentlichen „Objekte“, die über den Entwicklungsdiskurs produziert werden, sind zugleich seine Subjekte: diejenigen, denen durch solche Klassifizierungen eine spezifische „Identität“ verpasst wird. Der Begriff „psychologischer Komplex“ von Rose bezieht sich auf genau die Macht und den Einfluss psychologischer Diskurse auf das institutionelle und kulturelle Leben – der über die medienweit verbreitete Aufforderung, über private Probleme zu sprechen, zugleich die Instrumente liefert, uns selbst und unsere Beziehungen (etwa unsere Übereinstimmung mit dem Partner oder Eignung als Eltern) zu testen.

Damit komme ich zum vierten Punkt: Die Erkenntnis, dass ein mit dem herkömmlichen Entwicklungsbegriff produziertes Wissen kaum zur Erhellung der zur Diskussion stehenden Probleme beizutragen vermag, stärkt offensichtlich die Anstrengung, die in der Konzeptionslosigkeit begründete inhaltliche Leere durch Perfektionierung des Methodenapparats zu kaschieren. Die konkreten Menschen, d.h. ihre Kultur, ihr Geschlecht, ihre Subjektivität etc., geraten dabei um so mehr aus dem Blick, je mehr der Methodenapparat überhand nimmt – wobei die Auffassung der allgemeinen Anwendbarkeit des Methodenkanons wiederum dazu beiträgt, die spezifischen Kulturen der Drittwelt-Länder weiterhin zu untergraben und zu entwerten.

Entwicklungspolitik war – und ist es größtenteils immer noch – ein Oben-Unten, ein ethnozentrisches und technokratisches Unternehmen, das Menschen wie Kulturen als abstrakte Begriffe, statistische Figuren behandelte, die auf den „Fortschrittsskalen“ hoch- und runter zu bewegen waren. Entwicklung wurde nicht als kultureller Prozess begriffen (Kultur erschien eher als Restvariable, die mit der Annäherung an die Moderne verschwinden würde), sondern statt dessen als ein System mehr oder weniger universal anwendbarer technischer Interventionen, die darauf abzielten, einige dringend benötigte Güter an eine Zielpopulation zu bringen. Es verwundert daher nicht, dass Entwicklung für Dritte-Welt-Kulturen eine solch destruktive

Kraft wurde, ironischerweise angeblich im Interesse der dort lebenden Menschen (Escobar, 1997, 91).

Diese Kritik am ökonomischen Entwicklungsmodell trifft auch auf die Entwicklungspsychologie zu; auch sie hat kein überzeugendes – politisch nützliches und theoretisch durchdachtes – Konzept darüber, was Entwicklung ist, warum sie geschieht oder wie die eigenen kulturellen Selbstverständlichkeiten Entwicklung definieren und regulieren. Alles wird einem Konzept von Fortschritt und Entwicklung untergeordnet, als wäre völlig klar, was diese Begriffe bedeuten, d.h. als hätten sie ihre eigenen Inhalte und Ziele. Dies trifft in gewisser Weise durchaus auch zu, da ihr Inhalt die Interessen der dominanten Kultur sind, die den Luxus genießt, unsichtbar zu bleiben und damit um so sicherer ihre Macht praktizieren kann.

Geschichte, Erinnerung und Kindheit

Kritik an der üblichen Vorstellung von Entwicklung wird jedoch nicht nur innerhalb der Entwicklungspolitik geübt, sondern auch in der Geschichtsphilosophie sieht man im teleologischen Entwicklungsmodell die Gefahr, mit der Bestimmung der Entwicklungsziele die Vielfalt potentieller Alternativen und realer Möglichkeiten einzuschränken. Aus diesem Grund sind auch Utopien aus der Mode gekommen, die sich unabhängig von ihrem Inhalt mit ihrer Verwirklichung von einem Ort des Hoffens und Sehns in einen Ort neuer Zwänge zu verwandeln, die Zukunft auf die Gegenwart zu reduzieren drohen. Die Gegenwart dient jedoch einerseits oft zur Bestätigung der offiziellen Version der Geschichte, wie sich andererseits gegenwärtige Regelungen und Ungerechtigkeiten durch den Bezug auf eine mythische Vergangenheit rechtfertigen. Daher ist der Fortschrittsdiskurs als eine „geschichtliche Erzählung“ des „Erst-Dann“, die alles Zufällige, Rand- und Widerständige ausgrenzt, zutiefst ideologisch. Dies bringt Walter Benjamin (1992) mit folgenden Worten auf den Begriff:

Es ist niemals ein Dokument der Kultur, ohne zugleich ein solches der Barbarei zu sein. Und wie es selbst nicht frei ist von Barbarei, so ist es auch der Prozess der Überlieferung nicht, in dem es von dem einen an den anderen gefallen ist. Der historische Materialist rückt daher nach Maßgabe des Möglichen von ihr ab. Er betrachtet es als seine Aufgabe, die Geschichte gegen den Strich zu lesen. (These VII, 145).

Aber neben der triumphierend/omnipotenten Geschichtsbetrachtung als Legitimation des Gegenwärtigen gibt es auch eine zwanghafte oder neurotische Sicht auf die Geschichte. Für diese steht z.B. Swift, der behauptet, dass „Geschichte erst an dem Punkt beginnt, wo Dinge falsch laufen“ und im Wesentlichen durch den Wunsch bestimmt ist, zurückzukehren, die Dinge richtig zu stellen, in der Vergangenheit die Antwort auf die

Frage „Warum?“ zu finden (106); diese Auffassung steht im direkten Gegensatz zum triumphierenden Geschichtsmodell als Geschichte der Gewinner, ist aber ebenso wirkungslos wie Benjamins Engel, der durch den Sturm des Fortschritts rückwärts in die Zukunft geworfen wird. Für Smith ist Fortschritt als Vorwärtsbewegung stets eine Illusion:

Er verläuft immer in zwei Richtungen gleichzeitig. Er bewegt sich rückwärts in dem Masse, wie er sich vorwärts bewegt. Er vollzieht sich in Windungen und macht Umwege. Verfallt nicht der Illusion, dass Geschichte ein wohlgeordneter und unbeirrter Marsch in die Zukunft ist ... Und wo Geschichte sich nicht selbst offen unterminiert oder in die Falle geht, schafft sie dieses heimtückische, rückwärtsgewendete Verlangen nach Ankunft. Sie erzeugt diesen Zwitter, der unter dem Namen „Heimweh“ gehätschelt wird. Wie wir uns danach sehnen – wie auch ihr euch eines Tages möglicherweise danach sehnen werdet – zu der Zeit zurückzukehren, bevor die Geschichte uns forderte, bevor die Dinge falsch zu laufen begannen (135f.).

Swift's Erzähler ist ein Geschichts-Lehrer, dessen persönliches und berufliches Leben sich in dem Maße aufzulösen beginnt, wie er sich seine eigene Vergangenheit bzw. seinen Anteil am Unglück seiner Frau vergegenwärtigt. Ihr früh verlorenes Kind ist in dem Baby, das seine Frau aus dem Supermarkt entführt hat, wieder zum Leben erwacht und ruft Erinnerungen wach, die lange Zeit beiseite gedrängt waren – zusammen mit nicht verwirklichten oder nicht einmal gedachten alternativen Lebensmöglichkeiten. Indem er sich aber dem Verlust und Schmerz stellt, den er und seine Frau erlitten haben, treten zugleich andere untergeordnete Geschichten in Erscheinung. Die simple Vorwärtsbewegung der Geschichte erweist sich als Leugnung einer schmerzhaften Vergangenheit sowie der Illusion, traumatische Erfahrungen abspalten zu können. Swifts Geschichte spielt auf dem Lande und handelt von Kindersexualität und Kindermord (und zwar vor 1993, als vor einem englischen Gericht zwei neun Jahre alte Jungen des Mordes an Jamie Bulger, einem zweijährigen Knaben, für schuldig befunden wurden – ein Urteil, das zur Zeit durch das europäische Parlament überprüft wird) und stellt die generationsübergreifenden familialen Verwicklungen von Inzest, elterlicher Hilflosigkeit und elterlichen Zweifeln dar. Dies alles ist eingebettet in die Geschichte der Entwicklung einer bestimmten Region, East Anglia – ein Stück Land, das die Bewohner der See abgerungen, landwirtschaftlich kultiviert hatten und das ihnen über die Zulieferung und später auch Verarbeitung der Rohstoffe für eine Brauerei eine sichere Existenz ermöglichte. Der Roman ist aber auch die Geschichte des Zerfalls all dieser Errungenschaften, wobei die regionale Geschichte eng mit den sich verändernden Besitz- und Klassenpositionen der Familienklans verflochten ist; auf diese Weise wird unmittelbar erkennbar, dass jede persönliche und soziale Geschichte nur über ihre gesellschaftliche und kulturelle Einbettung in Ort und Zeit verständlich wird.

Der Anspruch der Moderne, mit ihrer direkten, selbstgewissen, „rationalen“ Weise alle Schwierigkeiten und Not überwunden zu haben, erweist sich somit als Selbsttäuschung. Am Ende kehren alle Probleme zurück, und jeder Zukunftsentwurf erweist sich als das, was er ist: seine eigene Verwerfung:

Das Entwicklungsdenken ist in dem Maße teleologisch, wie es auf der Annahme beruht, dass die „Eingeborenen“ früher oder später „reformiert“ sein werden; damit reproduziert es zugleich ständig die Unterscheidung zwischen den „Reformern“ und denen, die „reformiert“ werden müssen wie auch die Vorstellung von der Dritten Welt als „anders“, „rückständig“ und weniger menschlich als die entwickelten Europäer. Entwicklung beruht auf der ewigen Entdeckung und Entwertung von Differenz. Zeichen von „Armut“, „Analphabetentum“, „Hunger“ etc. scheinen unmittelbar identisch mit „Unterentwicklung“ zu sein, so dass es als unmöglich erscheint, diese Bedeutungen zu trennen. (Escobar, 1997, 93).

Wie verhält es sich aber nun mit den entsprechenden Bedeutungen (von Armut, Analphabetentum und Hunger) in der Psychologie? Kindheit, Unreife, Verletzlichkeit, Abhängigkeit, Sexualität und Gefühle tragen alle das Stigma des „Anderen“ bzw. der Abweichung vom rationalen, einheitlichen Subjekt der Psychologie: Frauen, Schwule, Lesben, Angehörige der Arbeiterklasse und minorisierter Gruppen wie auch Jugendliche und jene, die als „weniger“ befähigt (dis-abled) oder „verrückt“ gelten.

Zurück zur Zukunft?

Die omnipotente Auffassung von Geschichte als Legitimierung der Gegenwart enthält, wie schon erwähnt, zugleich die Rückwärtsbewegung, den Wunsch, die Dinge zurechtzurücken, den Punkt zu finden, von dem ab die Dinge falsch zu laufen begannen, eine Bewegung, die, wie Swift (1992, 136) es nennt, den Bastard zum verhätschelten Kind „Nostalgie“ macht.

Diese Darstellung verweist zugleich auf die vielen Arbeiten über historisches Gedächtnis, und zwar sowohl über Erinnerungen, die man Kindern zuzugestehen bereit ist, als auch solche an die Kindheit. Nostalgie wird somit zu einem illegitimen, aber geduldeten Gefühl (ein verhätschelter Bastard), das als Erinnerung missverstanden werden kann. Es ist diese über das herrschende Kindheitsbild vermittelte Sentimentalität, die unseren Umgang mit Kindern bestimmt und die realen Leiden, Gefühle und Ungerechtigkeiten, die mit dem Zustand „Kindheit“ verbunden waren, übersehen lässt. Nostalgie ist in dem Sinne das Kind, der Abkömmling der Geschichte, als wir unsere eigenen unbefriedigten Sehnsüchte für das nehmen, was Kinder sind und brauchen, wobei wir unsere Trauer

über verpasste Möglichkeiten oder vergangene Fehler rückwirkend auf die Entwicklung der Kinder projizieren.

Diese Haltung spiegelt sich insbesondere in der Tendenz vieler Psychotherapieformen wider, ihre theoretischen Grundlagen durch empirische Entwicklungspsychologie „wissenschaftlich“ abzusichern. Damit bestätigen sie aber die ideologische Geschichtsauffassung, die Benjamin (1992) mit der Praxis vergleicht, „sich die Abfolge von Begebenheiten durch die Finger laufen zu lassen wie einen Rosenkranz“ (Anhang A, 153) und der er die Auffassung entgegensetzt, dass sich das Verständnis unserer Geschichte stets aus ihrer Verknüpfung mit der Gegenwart ableitet. Während in Erzählungen militärischer Eroberungen das Leiden der Unterworfenen in der Regel unsichtbar bleibt, beschäftigen sich psychotherapeutische Geschichten mit den seelischen Schmerzen und Kosten des Überlebens. Aber gerade in ihrer Gegensätzlichkeit ergänzen sich Eroberungs- und psychotherapeutische Erzählungen und bestätigen sich gegenseitig eher, als dass sie sich widersprechen. Die aktuelle Bewegung von psychotherapeutischen hin zu Entwicklungserzählungen versucht, retrospektive Erklärungen durch progressive zu ersetzen. Während rückwärtsgerichtete Erklärungen für Nostalgie, Reue oder schlicht die Fixierung auf Vergangenheit anfällig und wesentlich um die Frage „Warum“ organisiert sind, sind vorwärtsweisende Erklärungen am naturwissenschaftlichen Modell orientiert und stehen damit im radikalen Widerspruch zur psychoanalytischen Erkenntnis des situierten, auswählenden und „interessierten“ Charakters von Erinnerungen.

Wir haben damit die Teile benannt, die zusammen deutlich machen, wie die gegenwärtige Krise der Kindheit aus dem Zusammentreffen zweier zentraler Debatten erwächst: die erste Debatte geht um den sexuellen Missbrauch von Kindern, der noch nie soviel Aufmerksamkeit wie heutzutage erfahren hat, und die zweite Debatte geht um Menschen (vor allem Frauen), die behaupten, sich über die Therapie wieder an verdrängte Missbrauchserfahrungen erinnern zu können. Dies kann wiederum mit drei zentralen Aspekten in Beziehung gebracht werden: 1. der zunehmenden Professionalisierung des Redens über Beziehungsprobleme unter den entfremdeten Bedingungen der Spätmoderne; 2. der ansteigenden Privatisierung des Dienstleistungssektors; und 3. dem gravierenden Rückschlag (backlash) in der zweiten feministischen Bewegung in einigen rechtlichen wie auch beruflichen Bereichen (vgl. auch Haaken's, 1997, die diese Zusammenhänge äußerst eindrucksvoll am Beispiel US-amerikanischer Verhältnisse aufweist).

Diese Zeichen politischen Wandels erinnern mich an die Veränderungen, die Wim Wenders' 1987 gedrehter Film „Der Himmel über Berlin“ in seinem Hollywood-Remake „Stadt der Engel“ erfahren hat, bei dem die Geschichte in Los Angeles – der Stadt der Kolonisation und der Wüste – spielt. Der Wandel, der im Zeitraum eines Jahrzehnts und über die Verlagerung der Story von Europa in die USA stattfand, ist bemer-

kenswert. So ist zum einen die ästhetisch-athletische, romantische (brünette und kurvenreiche) Figur der Trapezkünstlerin (in die sich der Engel verliebt – und durch die er den Himmel verliert) durch eine kleine (blonde) Herzchirurgin ersetzt, die eher Leben rettet als inspiriert und deren Fachwissen mehr wissenschafts- als körperbezogen ist. Zum anderen fehlt in dem Remake aber auch die Figur des bissigen Kommentators, der in Wenders' Film durch die Ruinen Berlins streift und dessen endlosen Monologen niemand zuhört – und der die einsamen, von einander isolierten Menschen in der Bibliothek zurücklässt, deren Unglücksgeschichte nur die Engel hören können, wobei sie selbst nicht verstehen, warum ihr Leben so voller Schmerz und unerfüllter Sehnsucht ist. Ich lese diesen Film, der mich das Konzept der Postmodernen verstehen lassen hat, als den Versuch, den in postmodernen Vergnügungen verborgenen Schmerz, aber auch ihren gesellschaftlichen Kontext zu erforschen und die Frage zu beantworten, wie es dazu kommt, dass in einer Welt zwischenmenschlicher Unverbindlichkeit und politischer Orientierungslosigkeit, die jede Form kollektiver Geschichtswahrnehmung preisgegeben hat, die bürgerlich romantische Liebe als einziger Ort des Trostes erscheint.

In dem Remake „Stadt der Engel“ sind solche Fragen von vornherein ausgeschlossen. Der Film beginnt mit dem erstarrten Pathos (oder Klischee) des Engels Seth, der – unsichtbar für die verzweifelte und trauernde Mutter – erscheint, um ein kleines Mädchen auf seiner Reise von dieser Welt zur nächsten zu begleiten. Das Kind starb aufgrund eines verhängnisvollen Fehlers bei der Operation, der nicht weiter erklärt wird, aber dramaturgisch notwendig ist, um der Chirurgin die Erkenntnis zu vermitteln, dass über Leben und Tod höhere Gewalten als wissenschaftliche Kompetenz entscheidet – und sie zugleich zum Nachdenken über Engel zu bringen. Durch die Diagnose und Operation der Atemschwierigkeiten eines anderen Kindes, dem sie das Leben rettet, macht sie ihren Fehler wieder gut und gewinnt ihre Reputation (und Selbstachtung) zurück. So werden am Beispiel des Verlustes sowie der Rettung von Kindern die Mysterien von Leben und Tod versinnbildlicht bzw. personifiziert, wobei in dem ganzen Prozess – unsichtbar und unbenannt – nur Gott aktiv zu sein scheint. Damit sind wir aber auch davon entlastet, uns mit der Rolle von Medicaid (einer Institution zur finanziellen Unterstützung Bedürftiger bei der Beanspruchung medizinischer Dienste) oder der Armut als wesentlicher Ursache kindlicher Krankheiten und Sterblichkeit zu beschäftigen.

In unserer Kultur scheinen wir von Engeln umgeben zu sein; sie sind auch ein beliebtes Thema der Kulturtheorie – als klassisches Beispiel der Grenzüberschreitung zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen (ob nun in menschlicher Gestalt oder der von Monstern). Paul Klee, dessen Bilder Walter Benjamin zu seiner berühmten Gestalt des Engels der Geschichte inspirierte, beschäftigte sich auch theoretisch intensiv mit

Engeln als Grenzwesen zwischen Leben und Tod bzw. dem Menschlichen und Göttlichen. Er war ein Anhänger der Angelologie (der Lehre von den Engeln) und malte, insbesondere zum Ende seines Lebens hin, viele Engel. Es ist m.E. kennzeichnend für die entscheidende Bedeutung, die man Geschlecht und Sexualität für Subjektivität beimisst, dass er Geschlecht als Relikt des Menschlichen in der göttlichen Transformation der Engel sah.

Wenn der romantische Lyriker William Wordsworth in seiner „Intimations-Ode“ (Odes on intimations of immortality from recollections of early childhood) von Kindern als „Wolken, die den Raum durchmessen“ und Wesen spricht, die „von Gott kommen, der unsere Heimat ist“, kann dies für die allgemeine Romantisierung der hohen Kindessterblichkeit seiner Zeit stehen, die in den armen Ländern dieser Welt auch heute noch bittere Realität ist (vgl. Scheper Hughes, 1989). Vor diesem Hintergrund und angesichts der Bedeutung von Geschlecht und Sexualität in der Bestimmung des Menschlichen als Abfall vom Göttlichen und Einbruch des Natürlichen (Animalischen) können wir vielleicht die vielschichtige kulturelle Bedeutung der Aussage eines britischen Richters „sie ist kein Engel“ erahnen, mit der er den sexuellen Übergriff eines männlichen Jugendlichen auf ein kleines Mädchen, dessen Babysitter er war, entschuldigte. Die bloße Möglichkeit der Sexualität scheint uns somit nicht nur vom Göttlichen zu trennen, sondern, wie bei der Vertreibung aus dem Paradies, zugleich eine Vorstellung von Schuld in sich zu bergen, die Kindern die Verantwortung für die zerstörerischen Folgen unserer beschränkten Vorstellungen darüber, wie „wir“ und somit auch „sie“ sein sollten, aufbürdet. Das Bild vom Kind – mit seiner Konnotation des Natürlichen, Göttlichen, Selbstverständlichen – ist um so erfolgreicher, je mehr sein kultureller und ideologischer Kontext unreflektiert bleibt. Vor diesem Hintergrund wird m.E. auch das gegenwärtige besorgte Interesse an Kindern verständlich. Die Vorstellung ihrer biegsamen Verletzlichkeit, die sowohl zum Schutze wie zur Erziehung aufruft, ist gefährdet, wenn einige Kinder (vor allem der Arbeiterschicht und minorisierter Gruppen) dem Bild kindlicher Unschuld nicht entsprechen. Die durch diese Abweichung ausgelöste Verunsicherung verweist auf zweierlei: Zum einen ist der Preis für Schutz die Verpflichtung, unschuldig zu sein, zum anderen konstruiert die Kategorie „Kindheit“ eine essentielle Differenz zwischen Kindern und Erwachsenen, unser universelles Anderssein. Wenn hingegen Kinder sowohl in ihren Bedürfnissen als auch in der Widersprüchlichkeit ihres Verhaltens weit mehr Erwachsenen gleichen, als bisher angenommen oder ihnen zugeschrieben wurde, ergibt sich daraus die – psychologische wie auch politische – Frage, was wir, sofern wir den Begriff (noch) benutzen – unter „Entwicklung“ verstehen. Noch wichtiger – weil noch mehr verdrängt – ist aber die Beantwortung der Frage, wie und warum es dazu kam, Kindern und Erwachsenen unterschiedliche Eigenschaften und Neigungen zuzuschreiben

bzw. wie und warum wir diese Unterscheidungen nach wie vor treffen und wie angeblich natürliche und konstante Alters- und Geschlechtsdifferenzierungen sozial-politischen Fragen bei der Konkurrenz um beschränkte Lebens- und Handlungsmöglichkeiten in den Hintergrund treten lassen.

Von Verpflichtungen zu Strategien

In diesem Teil möchte ich versuchen, die theoretischen Vorannahmen, die sich durch den Text hindurch ziehen, zu sechs Verpflichtungen zusammenzufassen, und zugleich die Strategien skizzieren, die m.E. aus diesen Verpflichtungen erwachsen. Ich werde dabei jeden dieser sechs Punkte an einem Thema veranschaulichen, bei dem es um „vergeschlechtlichte“ Entwicklungskonstruktionen (engendering developments) geht.

1. Das Persönliche ist politisch

Dieser Slogan der zweiten Frauenbewegung ist häufig missbraucht worden und wird heutzutage oft benutzt, um die Aufweichung der Politik des „consciousness raising“ in unpolitischer therapeutischer Selbsterforschung zu rechtfertigen. Im psychologischen Kontext impliziert die Betonung der politischen Qualität des Persönlichen sowie der persönlichen Bedeutung des Politischen m.E. die Aufgabe, die politische Dimension psychologischer Vorstellungen und Praxen aufzuweisen und damit die Psychologie sich ihrer „wirklichen“ Subjektivität sowie der realen Grenzen ihrer Einflussmöglichkeiten bewusst werden zu lassen. Dies wäre identisch mit der Hinterfragung der Allgemeingültigkeit und Universalität ihrer Erklärungen und insbesondere ihrer „Dilemmata“, die sich ihrem „narzisstisch“/individualistischen Ansatz bzw. Verzicht auf echtes Engagement zur Verbesserung der gemeinsamen Lebensbedingungen verdanken.

Ein solches Engagement wird sich jedoch nur entwickeln können, wenn PsychologInnen sich „erden“, d.h. sensibel für die konkreten Voraussetzungen, Formen und Mechanismen werden, unter, in und mit denen kulturelle und geschlechtsspezifische Identitäten konstruiert und diese verinnerlicht werden. Da die Problematisierung der vielen „Selbstverständlichkeiten“ unseres Handelns Verunsicherungen und entsprechend defensive Reaktionen auszulösen pflegt, die wiederum auf die Beziehungen aller am Forschungsprozess Beteiligten zurückwirken, bildet die Verständigung über diese Gefühle und ihre realen Voraussetzungen einen zentralen Bestandteil des gemeinsamen Forschungsprozesses. Insbesondere Feministinnen haben die Negierung individueller Subjektivität und Einmaligkeit in der psychologischen Forschung kritisiert und aufgezeigt, dass die vermeintliche Objektivität, die das herrschende Wissen-

schaftsverständnis bestimmt, nichts anderes als eine besondere Form von Subjektivität bzw. Parteilichkeit ist. Zugleich haben sie die Tendenz kritisiert, sich hinter der „Stimme einer dritten Person zu verbergen“ – wie dies z.B. Walkerdine (1997, 59) zum Ausdruck bringt. Es ist unserer Auffassung nach sowohl politisch als auch wissenschaftlich von großer Bedeutung, die jeweiligen Übereinstimmungen (sowie Nichtübereinstimmungen) der Interessen in unserer gemeinsamen Forschung, Politik und Praxis zu benennen, und zwar insbesondere in der Zusammenarbeit mit jenen, die im allgemeinen relativ machtlos sind, wie etwa Frauen, Kinder bzw. minorisierte, infantilisierte oder feminisierte Gruppen. So versuchen wir in unserer Arbeit, vor allem potentielle Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, deren praktische Realisierung uns wiederum als zentrales Kriterium für die Richtigkeit unseres Handelns gilt, das stets die Klärung der Frage einschließt, wer von ihm in welcher Weise profitiert.

2. Entwicklung als Geschichte, Geschichte als Entwicklung

Unter dem Titel „Changing the Subject“ (Henriques et al., 1984) haben sich WissenschaftlerInnen zusammengefunden, die die Notwendigkeit betonen, sowohl die Psychologie als Disziplin als auch ihren Begriff von Subjektivität im Kontext historischer und kultureller Praxen zu sehen, durch die sie konstituiert wurden. Indem sie die doppelte Bedeutung von Subjektivität als Objekt und Subjekt von Diskursen betonen, führen sie zugleich ein radikal neues Forschungsprogramm ein, das die starren Grenzen zwischen Forschungsobjekten und -subjekten sowie zwischen den verschiedenen Forschungsmethoden und Analyse-Ebenen aufhebt. Ich habe hier über die fließenden Übergänge zwischen diskursiven „Objekten“, insbesondere Frauen und Kinder, gesprochen, die durch unsere Interventionen geschaffen und ihnen unterworfen sind, und zugleich zu veranschaulichen gesucht, wie die auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Entwicklungskonzepte und -praxen der Psychologie und Wirtschaftspolitik auf ähnlichen Vorannahmen beruhen. Solche Übereinstimmungen müssen aufgewiesen werden, um zu verhindern, dass sich eine Disziplin durch die andere legitimiert und beide sich gegenseitig in der Rechtfertigung bestehender Machtverhältnisse ergänzen.

Solche Gefahren können nur vermieden werden, wenn wir die verschiedenen Entwicklungskonzepte in ihren historischen, geographischen und politischen Zusammenhängen diskutieren, d.h. der Frage nachgehen, wie die Dinge zu dem wurden, was sie sind, wie ursprünglich soziale zu räumlichen Abgrenzungen wurden, in wessen Interesse es ist, die Dinge so und nicht anders zu sehen bzw. wer die Macht hat, die Probleme zu definieren und damit auch die Wege ihrer Lösung vorzugeben (eine Frage, die in der gegenwärtigen Diskussion weitgehend aus dem Blick geraten zu sein scheint). Was als Entwicklung angesehen wird (in den Praxen der Entwicklungspolitik wie in den Normvorstellungen der Psychologie), ist

Ergebnis historisch entstandener, aber noch heute mächtiger Bedingungen. Persönliche und soziale Entwicklungsentwürfe basieren auf Entwicklungskonzepten, die mit ideologischen Annahmen durchsetzt und entsprechend kritisch von uns zu überprüfen sind, wenn wir nicht vergangene (persönliche wie historische) Fehler wiederholen wollen – einschließlich des Irrtums, dass es nur *einen* Weg, sich zu entwickeln, gibt; statt dessen gilt es deutlich zu machen, dass die Behauptung der Universalität und Allgemeingültigkeit der jeweiligen Sichtweisen in der Regel, wenn auch nicht unbedingt gezielt, die besonderen Interessen jener verdeckt, zu deren Gunsten die bestehenden Machtverhältnisse sind.

3. *Struktur als Diskurs – Diskurs als Struktur*

Die Anerkennung der Vielfalt möglicher Entwicklungsentwürfe und „Investitionen“ in sie, d.h. der unterschiedlichen Praxen ihrer Realisierung, schließt die Notwendigkeit ein, den Realitätsgehalt der Entwicklungsmodelle als solche zu hinterfragen. Wenn erst einmal die reale Parteilichkeit der Begriffe erkannt und begriffen ist, dass sie für sich genommen nichtssagend sind und nur unter Berücksichtigung ihrer Entstehungs- und Verwendungszusammenhänge verständlich und überprüfbar werden, gerät die Selbstverständlichkeit, mit der sie im allgemeinen hingenommen werden, ins Wanken. Damit steht nicht nur der Inhalt, sondern auch die Struktur der Theorie in Frage; die Form wird zum Inhalt. In diesem intellektuellen Gebäude sind das, was gebaut wird, und die Weise, wie und in welchem Tempo dies geschieht, eng aufeinander bezogen. Eine zentrale Frage, mit der jeder Forschungsprozess zu beginnen hat, ist somit, inwieweit wir über eine geeignete Begrifflichkeit verfügen, um Entwicklungen, wie wir sie uns wünschen, unterstützen zu können. Dies setzt voraus, alternative Konzepte der Lebensführung und Entwicklung, die nicht vom individualistischen Entwicklungsmodell ausgehen, zu finden und gegen ihre allgemeine Abwertung zu realisieren zu suchen.

Unter den gegebenen Bedingungen ist es allerdings sehr schwer, Wohn- und Arbeitsbedingungen zu finden, die uns nicht auf die individualistische Lebensform festlegen. So gibt es z.B. kaum Wohnungen, die uns nicht in die Lebensform einer heterosexuellen Kerneinheit hinein zwingen, oder Büros, die nicht davon ausgehen, dass Denken im Kopf isolierter Individuen geschieht und seine Produkte anderen isolierten Individuen – nacheinander oder in Form des üblichen Vorlesungstheaters, bei dem „Lehrende“ und „Lernende“ durch klare Markierungen voneinander getrennt sind – zu vermitteln sind. Wenn ich wiederholt die Notwendigkeit betont habe, die individualistische Sichtweise, die auch das Entwicklungsdenken bestimmt, zu überwinden, so heißt dies keineswegs, dass ich ein alternatives Modell anbieten könnte. Selbst wenn ich mich dazu in der Lage sähe, würde dies bestenfalls der Versuch sein, ein

strukturelles Problem auf der inhaltlichen Ebene zu lösen – solange die Machtinteressen unberührt bleiben, aus denen sich die Dynamik der Verallgemeinerung und Abstraktion speist bzw. ihre Überzeugungskraft gewinnt. Sinnvoller und „destruktiver“ ist es m.E., sich an die realen Alternativen zur individualistischen Orientierung zu halten und die Bedingungen zu analysieren, unter denen diese möglich sind – wie auch die Konsequenzen, die sie haben. Eine solche nicht-individualistische Alternative, in der ich mich engagiere, ist z.B. die inter- und überdisziplinäre Zusammenarbeit in der Frauenforschung sowie die Schaffung eines internationalen Netzwerkes zwischen den verschiedenen Formen radikaler, kritischer, feministischer Psychologie zur gegenseitigen Unterstützung und konstruktiven Kritik aneinander.

4. Praxis als Theorie – Theorie als Praxis

Ein wesentliches Element einer solch anti-individualistischen Strategie ist es, die Entgegensetzung von theoretischer und praktischer Arbeit zu überwinden. Dies schließt eine Neubewertung der Praxis gegenüber Theorie ein, die angesichts der herrschenden Trennung von körperlicher und geistiger Arbeit – wie sie sich in der traditionellen Klassen- und Geschlechtstrennung manifestiert – längst überfällig ist. Dabei gilt es insbesondere zu erkennen, dass radikale Praxis eine Methode der Erkenntnisgewinnung ist, die mit der Beschränktheit der herrschenden Vorstellungen auch die ihr zugrunde liegenden Interessen sichtbar werden lässt. Für Leute, die wie ich an der Universität arbeiten, stellt sich somit die Aufgabe, ihre privilegierte Position zu nutzen, um Entwicklungen, die ständig um uns herum geschehen, zu dokumentieren und einzuschätzen – wie dies etwa am Beispiel interkultureller Therapie (Burman et al., 1998) oder neuer sozialer Bewegungen bereits geschehen ist, mit denen sich marginalisierte Gruppen in die Politik einmischen; ähnliche Untersuchungen liegen über Selbstorganisation vom staatlichen Gesundheitswesen abhängiger Menschen (McLaughlin, 2000), Elternkampagnen gegen diskriminierende Schulpolitik (Burns, in Druck) sowie Netzwerk-Organisationen vor, die (wie z.B. „Psychologie, Politik, Widerstand“) in strittigen Fragen professionelle Gegengutachten erstellen (Reicher und Parker, 1993).

Die hier angeführten Untersuchungen stehen alle im Kontext britischer Politik (der auch meiner ist) und sind auf diesen bezogen; sie lassen deutlich werden, dass Veränderung oder Entwicklung (bzw. die entsprechenden Aktivitäten) keineswegs auf geraden Wegen erfolgt, sondern solche Vorstellungen eher die Vielfalt und Komplexität politischer Möglichkeiten negiert und damit Entwicklung behindert. Veränderungen – ob nun auf psychischer oder politischer Ebene – werden im allgemeinen nicht als solche angestrebt, sondern sie sind eher unbeabsichtigte Folgen alltäglicher Aktivitäten und Kämpfe und nicht losgelöst von diesen zu

begreifen; sie sind keineswegs immer „progressiv“, und eine wichtige Aufgabe kritischer Sozialwissenschaft ist es somit, die restriktive Qualität des herrschenden Fortschrittsdiskurses aufzuzeigen. Um am Ende doch noch eine vage Alternative zum herrschenden Entwicklungsdenken zu skizzieren: vielleicht können wir uns darauf verständigen, Stufen im Entwicklungsdiskurs nicht als Orte, die man zu erreichen hat, zu sehen, sondern als relativ stabile aber temporäre Plattformen sozialer Unterstützung, die den Absprung ins Neue ermöglichen.

5. Geschlecht als signifikanter Effekt

Obwohl Geschlecht nach wie vor im Mittelpunkt meines Interesses steht, ist dieser Begriff selbst zu hinterfragen – eher Ausgangspunkt der Erforschung sozialer Bedingungen, kein Endprodukt, um dessen Aufwertung es zu streiten gilt. „Geschlecht“ ist jedoch wahrscheinlich ein Artefakt, das nicht nur besonders einschneidende Konsequenzen hat, sondern auch den Weg weist, um andere soziale Konstrukte – als anscheinend natürliche Gegebenheiten – zu erforschen. Sofern man „Geschlecht“ von den sexualisierten Körpern löst und als Produkt sozialer Identitätszuweisungen und -Praxen sieht, eröffnet sich ein weites Spektrum von Erkenntnis- und Handlungsmöglichkeiten. Feministinnen haben sich lange Zeit damit beschäftigt, die implizite und explizite Frauenfeindlichkeit sowie Verabsolutierung der Heterosexualität in der Psychologie sichtbar zu machen (vgl. Bohan, 1992). Solche Bemühungen bergen jedoch mindestens drei Gefahren: Zum einen die Gefahr, den Sichtweisen der Frauen eine Authentizität zuzusprechen, die vom Kontext und der Praxis ihrer Produktion absieht – womit wir aber genau die Abstraktion und Dekontextualisierung reproduzierten, die wir der positivistischen Psychologie vorwerfen. Zum anderen die Gefahr, weibliche Erfahrungen zu vereinheitlichen, d.h. ihre reale Vielfalt und Widersprüchlichkeit zu übersehen und zu unterdrücken und somit den üblichen Stereotypisierungen der männlich dominierten (malestream) Psychologie aufzusitzen (vgl. Burman et al., 1998). Eine solche Verdinglichung geschlechtsspezifischer Erfahrungen enthält die dritte Gefahr, Frauen zu romantisieren (und Männer abzuwerten), wobei die Fixierung auf die Differenzen zwischen den Geschlechtern paradoxerweise zugleich die Vielfalt der Beziehungen und politischen Handlungsmöglichkeiten innerhalb der eigenen Gruppe verkennt (Henwood et al., 1998).

Um solche Gefahren zu vermeiden, ist es m.E. wichtig, die Geschlechtsspezifik von Arbeit zu berücksichtigen. Dies heißt nicht, dass dies der einzige Aspekt ist, unter dem Arbeitsbeziehungen zu sehen sind; diese sind durch viele weitere Aspekte bestimmt, durch Klassenverhältnisse, aber auch Fragen der Sexualität (da, so Heenan, 1997, die Arbeitsteilung in der Familie Heterosexualität zur Voraussetzung hat); aber auch Alter oder allgemeingesellschaftliche Fragen (Imperialismus,

Welthandelszonen etc.) spielen bei der Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft eine zentrale Rolle (Ennew, 1994; Hutchby and Moran-Ellis, 1998). Die Aufforderung, sich mit den komplexen Verflechtungen sozialer Kategorisierungen zu beschäftigen, die in die Kategorie „Geschlecht“ hineinspielen, eröffnet somit einen Horizont weiterer Diskussionen über die materielle Basis der Beziehungen zwischen verschiedenen sozialen Kategorien und Identitäten, die gewöhnlich getrennt voneinander behandelt werden.

6. Regulation als (potentieller) Widerstand

Mein letzter Punkt betrifft die Beziehung zwischen Regulation und Widerstand. „From regulation to resistance“ lautete der Untertitel eines Buches, das von der Discourse Unit in Manchester herausgegeben wurde, an dem auch ich beteiligt war (Burman et al., 1996); ich glaube, wir wissen bis heute nicht genau, was damit gemeint ist. Mit Hilfe des Foucaultschen Begriffs der Technologien des Selbst (Foucault, 1988) versuchten wir aufzuzeigen, wie psychologische Begriffe subjektive Erfahrungen strukturieren, sie sowohl produzieren als auch bewerten (was bei Foucauldianern als Regulierung und Kontrolle diskutiert wird, vgl. etwa Rose, 1990). Die dort diskutierten Vorstellungen sind später von Parker (1995; 1997) unter dem Begriff des „diskursiven Komplexes“ weiter entwickelt worden.

Viele kritische Arbeiten haben sich damit begnügt aufzuzeigen, wie PsychologInnen das ihnen zugeschriebene Expertentum dazu missbrauchen, Unterdrückungsverhältnisse zu festigen und zu legitimieren – ob über Diagnosen und Bewertungen individueller Kompetenzen im Erziehungs- oder klinischen Bereich oder in Diskussionen darüber, wer zur Elternschaft befähigt ist, wem erlaubt sein sollte, sein Geschlecht zu ändern etc. Das Anliegen einer solchen Kritik ist es, den ideologie-bestimmten „gesunden Menschenverstand“, der den unterschiedlichen Formen des Psychologie-Jargons zugrunde liegt, sowie die Problematik psychologischer Begriffe aufzuzeigen, die in Alltagssprache und -kultur eingedrungen sind und dort als natürliche, unanfechtbare Realität erscheinen⁹. Im Gegensatz dazu versuchen wir eher zu zeigen, wie psychologische „ExpertInnen“ ihr „Expertentum“ auch dazu verwenden können, die Einseitigkeit und Parteilichkeit des psychologischen Fachwissens deutlich zu machen – etwa indem sie, wie z.B. Billington (1996), den man-

⁹ Der Determinismus des Regulierungsmodells ist dabei nicht einfach durch den Foucaultschen Trick zu überwinden, Widerstand zu sehen, wo vorher Regulierung war (als eine *Variante* der Freudschen Maxime: wo Es war, soll Ich werden). Sowohl Regulation und Widerstand sind komplex und vielfältig; und ihre politischen Konsequenzen werden in Abhängigkeit vom jeweiligen Standpunkt sehr unterschiedlich bewertet.

gelnden Vorhersagewert von „IQ“-Werten für die schulische Leistungsfähigkeit aufzeigen oder die Tendenz der Schule problematisieren, die Ursachen ihrer Schwierigkeiten mit den Kindern nicht in ihrer eigenen Organisation, sondern bei den Kindern zu suchen. Wir haben darüber hinaus aber auch versucht, Handlungsfelder zu bestimmen, die es den „Subjekten“ der Psychologie (in dem Foucaultschen Doppelsinn als ihrem Diskurs unterworfen und durch ihn konstituiert) ermöglichen, sich zu diesen Diskursen zu verhalten, sie zu unterlaufen und ihnen ihre eigenen Diskurse entgegenzusetzen – etwa wenn Eltern, statt die herrschenden Entwicklungsnormen und -vorschriften an ihren Kindern zu praktizieren, sich diesen gezielt zu widersetzen suchen (Allred, 1996).

Statt darum bemüht zu sein, ein „unschuldiges“, durch die herrschenden Verhältnisse nicht korrumpierbares politisches Subjekt zu schaffen, das ohnehin nur als Illusion existieren kann, scheint es mir sehr viel sinnvoller, ein Instrumentarium zu entwickeln, das das Miteinander konvergierender und divergierender Diskurse zu analysieren vermag und Manövrierraum schafft, um sich selbst zu positionieren bzw. die eigene reale Positionierung zu reflektieren. Wie Geschlecht sind auch Regulierungen und Widerstand subjektive Effekte, und ein zentraler Leitfaden für ein solch analytisches Projekt ist die Frage, welche Erklärungen bestimmter Probleme und Phänomene privilegiert und welche zum Schweigen gebracht werden. Wenn ich in diesem Text Anleihen bei unterschiedlichen Disziplinen – Geschichte, Philosophie, Alltagskultur, polit-ökonomische Entwicklungsforschung und Psychoanalyse – gemacht habe, so hatte dies vor allem auch den Zweck, eine andere Perspektive auf die eigene Arbeit zu gewinnen. Wenn Schweigen selbst auch nicht sprechen kann, so erleichtert doch das Wissen darum, was gesagt und was nicht gesagt werden kann, die Realität, die auf dieses Schweigen angewiesen ist, in den Blick zu bekommen und zu überwinden.

Literatur

- Aitken, G. (1996). The present absence/pathologized presence of black women in mental health services. In Burman, E. et al., *Psychology Discourse Practice: From Regulation to Resistance*, London: Taylor & Francis, 75-95.
- Aitken, G. and Burman, E. (1999). Keeping and crossing professional and racialised boundaries: implications for feminist practice. *Psychology of Women Quarterly*, 23, 277-297.
- Allred, P. (1996). Whose expertise? Conceptualizing resistance to advice about childrearing. In Burman, E. et al., *Psychology Discourse Practice: From Regulation to Resistance*, London: Taylor & Francis, 133-151.
- Benjamin, J. (1998). *The Shadow of the Other: intersubjectivity and gender in psychoanalysis*. New York & London: Routledge.
- Benjamin, W. (1992). Über den Begriff der Geschichte. In *Sprache und Geschichte. Philosophische Essays* (ausgew. von R. Tiedemann), Stuttgart: Reclam jun., 141-154.
- Billington, T. (1996). Pathologizing children: psychology in education and acts of government. In Burman, E. et al., *Psychology Discourse Practice: From Regulation to Resistance*, London: Taylor & Francis, 26-54.

- Bohan, J. (ed.) (1992). *Seldom Seen, Rarely Heard: women's place in psychology*. Boulder & San Francisco: Westview Press.
- Burman, E. (1994a). *Deconstructing Developmental Psychology*. London: Routledge.
- Burman, E. (1994b). Experience, identities and alliances: Jewish feminism and feminist psychology. *Feminism & Psychology*, 4, 1, 155-178.
- Burman, E. (1994c). Developmental Phallacies: psychology, gender and childhood. *Agenda: a journal about women and gender*, 22, 11-20.
- Burman, E. (1994d). Poor children: charity appeals and ideologies of childhood. *Changes: International Journal of Psychology and Psychotherapy*, 12, 1, 29-36.
- Burman, E. (1994e). Innocents Abroad: Projecting Western Fantasies of Childhood onto the Iconography of Emergencies. *Disasters: Journal of Disaster Studies and Management*, 18, 3, 238-253.
- Burman, E. (1995a). The Abnormal Distribution of Development: child development and policies for Southern women. *Gender, Place and Culture*, 2, 1, 21-36.
- Burman, E. (1995b). Developing Differences: childhood and economic development. *Children & Society*, 9, 3, 121-141.
- Burman, E. (1996). Local, Global or Globalized: child development and international child rights legislation. *Childhood: a global journal of child research*, 3, 1, 45-66.
- Burman, E. (1997). Telling Stories: psychologists, children and the production of false memories. *Theory & Psychology*, 7, 3, 291-309.
- Burman, E. (1997). False memories, true hopes: revenge of the postmodern on therapy. *New Formations*, 30, 122-134.
- Burman, E. (1998). Children, False Memories and Disciplinary Alliances: tensions between developmental psychology and psychoanalysis. *Psychoanalysis and Contemporary Thought*, 21, 3, 307-333.
- Burman, E. (ed) (1998b). *Deconstructing Feminist Psychology*, London: Sage.
- Burman, E. (1999). Appealing and appalling children. *Psychoanalytic Studies*, 1, 3, 285-301.
- Burman, E. (in press). Method, methodology and madness. In L. Holzman and J. Morss (eds.), *Postmodern Psychologies: societal practice and political life*, New York & London: Routledge.
- Burman, E., Alldred, P., Bewley, C., Goldberg, B., Heenan, C., Marks, D., Marshall, J., Taylor, K., Ullah, R., and Warner, S. (1995). *Challenging Women: Psychology's Exclusions, Feminist Possibilities*. Buckingham: Open University Press.
- Burman, E., Aitken, G., Alldred, P., Allwood, R., Billington, T., Goldberg, B., Gordo-Lopez, A., Heenan, C., Marks, D., Warner, S. (1996). *Psychology Discourse Practice: From Regulation to Resistance*. London: Taylor & Francis.
- Burman, E., Gowrisunkur, J. & Sangha, K. (1998). Conceptualising cultural and gendered identities in psychological therapies: models and practices (co-authored). *European Journal of Psychotherapy, Health and Counselling*, 1, 2, 231-256.
- Burns, D. (in press). *Feminism, Psychology and Social Policy: Constructing Political Boundaries at the Grassroots*. *Feminism & Psychology*, 10.
- Butler, J. (1990). *Gender Trouble: feminism and the subversion of identity*. London: Routledge.
- Chouliarki, M. & Fairclough, N. (1999). *Discourse and Late Modernity*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Crewe, E. & Harrison, E. (1998). *Whose Development? An ethnography of aid*. London: Zed Books.
- Ennew, J. (1994). *Street and Working Children: a guide to planning*; London: Save The Children.
- Escobar, A. (1997). The Making and Unmaking of the Third World through Development. In M. Rahnema with V. Bawtree (eds.), *The Post-Development Reader*, London: Zed Books, 85-93.

- Foucault, M. (1988). *Technologies of the Self: a seminar with Michel Foucault* (ed. by L. Martin, H. Gutman & P. Hutton). London: Tavistock.
- Gronemeyer, M. (1992). Helping. In W. Sachs (ed.), *The Development Dictionary*, London: Zed Books.
- Haaken, J. (1997). *Pillar of Salt: gender, memory and the perils of looking back*. New York & London: Free Association Books.
- Harding, S. (1993). Rethinking Standpoint Epistemology: what is strong subjectivity? In L. Alcoff & E. Potter (eds.), *Feminist Epistemologies*, London: Routledge, 48-82
- Haraway, D. (1991). *Simians, Cyborgs and Women: the cultural reinvention of nature*. New York: Routledge.
- Henriques, J., Hollway, W., Venn, C., Walkerdine, V and Urwin, C. (1984). *Changing the Subject: psychology, regulation and subjectivity*. London: Methuen.
- Henwood, K., Griffin, C. and Phoenix, A. (eds.). (1998). *Standpoints and Differences: essays in the practice of feminist psychology*. London: Sage
- Heenan, C. (1997). *The Process of Change in a Feminist Psychotherapeutic Group For Women With Eating Problems*. Unpublished doctoral thesis. Manchester: The Manchester Metropolitan University.
- Hutchby, I. & Moran-Ellis (eds). (1998). *Children and Social Competence: arenas of action*. London: The Falmer Press.
- Lacan, J. (1998). Seminar 20: To Jakobson. In *Seminar XX of Jacques Lacan: Encore*, New York: Norton, 14-25.
- McLaughlin, T. (2000). *Psychology and Mental Health Politics: a critical history of the Hearing Voices Movement*. Unpublished doctoral thesis. Manchester: The Manchester Metropolitan University.
- Middleton, N. and O'Keefe, P. (1998). *Disaster and Development: the politics of humanitarian aid*. London: Pluto Press.
- Mitchell, J. (1984). *The Longest War*. London: Virago.
- Parker, I. (1992). *Discourse Dynamics*. London: Routledge.
- Parker, I. (1995). Discursive complexes in material culture, in J. Haworth (ed.), *Psychological Research: innovative methods and strategies*. London: Routledge.
- Parker, I. (1997). *Psychoanalytic Culture: psychoanalytic discourse in western society*. London: Sage.
- Parker, I. (1999). Critical reflexive humanism and critical constructionist psychology. In D.J. Nightingale & J. Cromby (eds), *Social Constructionist Psychology: a critical analysis of theory and practice*, Buckingham: Open University Press, 23-36.
- Phoenix, A. (1987). Theories of gender and black families. In G. Weiner and M. Arnot (eds.), *Gender Under Scrutiny*, London: Hutchinson, 50-65.
- Rahnema, M. (1997). Towards Post-Development: Searching for Signposts, a New Language and New Paradigms. In M. Rahnema with V. Bawtree (eds.), *The Post-Development Reader*, London: Zed Books, 377-404.
- Reicher, S. & Parker, I. (1993). Psychology. Politics Resistance, *Journal of Community and Applied Social Psychology*, 3, 77-80.
- Rose, N. (1985). *The Psychological Complex: psychology, politics and society in England 1879-1939*. London: Routledge.
- Rose, N. (1990). *Inventing Ourselves: psychology, power and personhood*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Sachs, W. (1999). *Planet Dialectics: explorations in environment & development*. London: Zed Press.
- Scheper-Hughes, N. (1989). Culture, scarcity and maternal thinking: motherlove and child death in north east Brazil. In N. Scheper-Hughes (ed.), *Child Survival: anthropological perspectives on the treatment and maltreatment of children*, Dordrecht: Reidel.
- Scott, J. (1997). The infrapolitics of subordinate groups. In M. Rahnema with V. Bawtree (eds.), *The Post-Development Reader*, London: Zed Books, 311-328.

- Shanin, T. (1997). The Idea of Progress. In M. Rahnema with V. Bawtree (eds.), *The Post-Development Reader*, London: Zed Books, 65-72.
- Spivak, G.S. (1993). Can the subaltern speak?. In P. Williams & L. Chrisman (eds.), *Colonial Discourse and Post-Colonial Theory*, London: Harvester Wheatsheaf, 66-112.
- Stainton Rogers, R. & Stainton Rogers, W. (1994). *Stories of Childhood: shifting agendas of child concern*. Lewes: Harvester Wheatsheaf.
- Steedman, C. (1995). *Strange Dislocations: childhood and the idea of human interiority 1780-1930*. London: Virago.
- Swift, G. (1992). *Waterland*. London: Picador.
- Walkerdine, V. (1997). *Daddy's Girl: young girls and popular culture*. London: Macmillan.
- Wilkinson, S. and Kitzinger, C. (eds.) (1996). *Representing the Other: a Feminism & Psychology Reader*. London: Sage.
- Winnicott, D. (1958). Hate in the countertransference. In *Collected Papers, through paediatrics to psychoanalysis*, London: Tavistock.
- Zizek, S. (1991). *For they know not what they do: enjoyment as a political factor*. London: Verso.